

7.

Salomon Friedrich Stiebel.

Eine Lebensskizze und Charakteristik.

Von Dr. med. Wilhelm Stricker.

Salomon Stiebel war am 20. April 1792 von armen jüdischen Eltern in Frankfurt a. M. geboren und verlebte eine trübe Jugend. Bis zu seinem 8. Lebensjahre geschah nichts für seine geistige Ausbildung; erst zu dieser Zeit lernte er deutsch lesen und schreiben. Er besuchte dann das Frankfurter Gymnasium, welches damals Männer wie Georg Friedrich Grotendorf (geb. 1775, in Frankfurt 1803—1821), Matthiä (1803—1822 Director), Roth und Friedrich Christoph Schlosser (1809—1817) zu seinen Lehrern zählte, und durchlief rasch die oberen Klassen, so dass er schon 1810 zur Universität entlassen werden konnte. Im Frühjahr 1810 bezog er Heidelberg und studirte ein halbes Jahr Philologie; bald aber zogen die Naturwissenschaften ihn mehr an und er entschloss sich zum Studium der Medicin. Im Winter 1810 hörte er Anatomie bei J. Frd. Ackermann (1765—1815), Chemie, Physik und Mineralogie bei Succow.

Im Frühjahr 1811 aber zog er nach Berlin, wo er mit grossem Eifer sich dem Studium der Heilkunde widmete und besonders zu Reil (1759—1813) in ein näheres Verhältniss trat. Daneben aber entfaltete er rege Theilnahme für die Bestrebungen, Deutschland von der französischen Oberherrschaft zu befreien. Als ein Angehöriger des Rheinbundes gab er der französischen Polizei keine Gelegenheit zum Verdacht, und so ging unter seiner Adresse Jahn's und der anderen Führer der Erhebung Briefwechsel. Als am 3. Februar 1813 das Manifest des Königs: „An mein Volk“ erschien, folgte auch Stiebel dem Ruf; er nahm, damit sein Name, im Falle, dass er den Franzosen in die Hände fiele, den Eltern keinen Schaden bringe, den Namen Baer an, welches einer der Vornamen seines Vaters war und eilte zu der von Lützow gebildeten Freischaar. Er hat selbst in einem kleinen Schriftchen¹⁾, das er vereint mit seinem Kampfgenossen und Freund, dem Lehrer W. H. Ackermann (aus Sachsen, † 1848 in Frankfurt, Neffe des bekannten patriotischen Kunsthändlers in London) herausgegeben, erzählt, wie sie unter Lützow's Schaar den Kampf an der Niederelbe mitgemacht, wie sie unter dem Gesang vaterländischer Lieder muthig dem überlegenen Feind bei Lauenburg, Ratzeburg etc. gegenübergestanden, wie Stiebel zum Feldwebel vorrückte und als alle Officiere geblieben waren, seine Compagnie (die vierte des ersten Bataillons) befehligte; wie er unter der Eiche zu Wöbbelin den Leichenzug des heldenmüthigen Sängers Theodor Körner angeführt; wie er dann, als er zum Officier vorrücken sollte, lieber seine medicinischen Kenntnisse verworthe und als Bataillons-Chirurg

¹⁾ Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen von 1813 und 1814. Für Volksbibliotheken. Erstes Heft. Mit einer Abbildung. Frankfurt a. M., Hermann'sche Buchhandlung 1847.

die Schaar begleitete. Ueber Lübeck, Bremen, Dortmund bis nach Frankreich hinein zog er mit der Freischaar und kehrte dann in die Vaterstadt zurück, wo er mit langem rothem Bart auf einem polnischen Pferdchen vor das Haus seiner Eltern ritt, welche ihn kaum wiedererkannten. Zur Vollendung seiner medicinischen Studien wählte er Göttingen, welches die Namen Blumenbach (1752—1840), F. Stromeyer, A. F. Hempel, K. J. M. Langenbeck, Karl Himly und F. B. Oslander zierten.

Wilhelm Sömmerring, der noch hier lebende Sohn von Samuel Thomas; der spätere Cultus-Minister v. Bethmann-Hollweg; der Rath im Eichhorn'schen Ministerium (vorher Gymnasial-Director in Kreuznach) Eylers, und der General-Director der Museen v. Olfers gehörten in Göttingen zu Stiebel's näherem Umfange. Am 3. Mai 1815 promovirte er zu Göttingen unter Blumenbach's Decanat und schrieb bei dieser Gelegenheit die Diss. de limnaei stagnalis anatome. Die weiteren, bei diesen Untersuchungen gemachten Beobachtungen legte er in demselben Jahre in einen Aufsatz des Meckel'schen Archivs: „Ueber die Entwicklung der Teichhornschnecke“ nieder. Noch in demselben Jahre kehrte Stiebel als Arzt in seine Vaterstadt zurück.

Seine practische Thätigkeit hinderte ihn nicht, sich nebenbei naturhistorischen Studien hinzugeben. Er war unter den Stiftern der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft (1817, November), indess war sein erster Schritt auf dem Wege der systematischen Zoologie kein glückliches zu nennen. Im dritten Bande von Meckel's Archiv für Physiologie (S. 174) erschien

eine Abhandlung: Ueber *Dyacanthus polycephalus*, einen neuen Eingeweidewurm des Menschen, mit Abbildg. Die Abhandlung ging u. A. in die Allgemeinen medic. Annalen 1817. S. 1648 und in die Isis (1818. II. S. 1571) über. Oken konnte sich die Sache nicht reimen. Er fügte folgende Anmerkung der Stiebel'schen Mittheilung bei: „Was soll man nun zu diesem sonderbaren Thier sagen? Beim ersten Blick mahnt es an die Federbuschpolypen (*Tubularia*); auch an *Melicerta*; steigt man höher, so findet man Aehnlichkeit in der Verwachsung mehrerer Individuen bei den Actinien (*Zoantho*); noch höher hört diese Eigenschaft auf; mit der Gestalt und den Organen des einzelnen Thieres finden sich aber wieder Aehnlichkeiten bei den Leberegeln, noch mehr bei den Lernäen; endlich bleibt man auch noch einmal bei den Sepien stehen. — Sollten wir eine Meinung von der Entstehung dieses Wurms wagen, so würden wir sagen: der Knabe hat einen Federbuschpolypen verschluckt, der in seinem Leibe fortlebt, sich verzweigt und andere Gestalten angenommen hat, indem er, soweit thunlich, die Organisation eines Eingeweidewurms und zwar eines Saugegels zu erreichen suchte.“

Das Wort des Räthfels sprach Rudolphi aus (*Synopsis entozoorum*. Berol. 1819. p. 184): Nil nisi ramentum, vegetabile est, forsan vitis viniferae — Segmenta illius tenuibus microscopio subjectis vasa spiralia et scalaria, fibrae et celulae naturam vegetabilem visui obtulerunt.“

Ein solches Uebergewicht der Phantasie wird uns freilich erklärlich, wenn wir bedenken, welche Erscheinungen gleichzeitig der Cultus des sogenannten „Thierischen Magnetismus“ hervorbrachte, welchen groben Täuschungen die Männer der Wissenschaft unterlagen und wie wenige sich von dem Einfluss des tollen Treibens frei

zu erhalten wussten. Auch Stiebel hat der Zeit seinen Tribut bezahlt, aber ehrlicher und muthiger, als viele andere, hat er sich nicht gescheut, seinen Irrthum öffentlich einzugestehen, unbekümmert um die lächerliche Rolle, welche dieses Bekenntniß ihn spielen liess. In seinen „Kleinen Beiträgen zur Heilwissenschaft“, welche 1823 in der Hermann'schen Buchhandlung zu Frankfurt a. M. erschienen, theilt er zwei magnetische Beobachtungen mit. Die erste derselben ist die Geschichte einer Simulantin (S. 149—213), welche dreiviertel Jahre ihr Spiel mit dem Magnetiseur trieb und ausser dem Aufsehen, das ihr Zustand erregte, auch noch die reellen Vortheile einer guten Verpflegung und vortrefflicher Empfehlungen sich sicherte. Ausser dem gewöhnlichen Apparate der magnetischen Striche und des magnetisirten Wassers kommt auch noch der in eine Blase gefasste Hauch des Magnetiseurs und die magnetisirte Aderlasslancette vor. Uebrigens ist dies Buch (worüber zu vergl. Callisen's med. Schriftstellerlexicon Bd. 18) auch von Börne recensirt (Gesammelte Schriften. Hamburg 1840. VII. S. 291). Nochmals kam Stiebel auf den thierischen Magnetismus zurück in seiner Recension von Justinus Kerner's Geschichte zweier Somnambulen, in Rust's Repertorium 1824. III. S. 1—35. Er theilt darin die Erfahrungen des Dr. Georg Hermann Schilling¹⁾ mit, worin es heisst: „Fräulein F. war erhitzt, ohne auf dem Ball getanzet zu haben, und trank viel Wasser; sie bekam dadurch eine Ohnmacht und nachher starke Krämpfe. Da ich zufällig zugegen war, liess ich ihr Chamillenthee geben, worauf aber keine Linderung folgte. Bei der Untersuchung fand ich, dass der Leib sehr schmerzhaft, ausserordentlich hart und aufgeschwollen war. Da ich das Uebel für Tetanus partialis erkannte, so magnetisirte ich den Unterleib theils durch Striche, theils durch Auflegen der Hand. Binnen einer Viertelstunde hörten die Krämpfe auf, der Unterleib wurde dünn und weich, ohne dass während der Zeit Urin, Darmkoth oder Blähungen abgegangen wären. Noch ein ganz paralleler Fall ist mir vorgekommen, aber ich halte beide letztere Curen für unschädlich, weil ich nicht glaube, dass sie ohne Reiz auf die Uterintheile gemacht werden können. Jungen Aerzten möchte ich besonders davon abrathen, zumal, wenn, wie bei diesen Zweien der Fall war, die Patientin schön und in der ersten Jugendblüthe ist.“

Bei seinem eigenen sowie bei den aus fremder Praxis geschöpften Mittheilungen geht Stiebel's dankenswerthes Bestreben dahin, die Agentien des sogenannten Thierischen Magnetismus in die Erregung der Sinnlichkeit (S. 8 ff., 31) und die Sucht nach einer Art Berühmtheit zu zergliedern, wozu bei ärmeren Weibern noch das Streben nach einer guten Verpflegung kommt. In ersterer Beziehung sagt Stiebel: „Ein unbefangener, erfahrener practischer Arzt (oben Dr. Schilling), welcher sehr viele Kranke mit verschiedenem Heilerfolge magnetisirt hat, versichert mich, dass ein grosser Theil, obgleich ohne Contact und mit reinem Sinne behandelt, während der Krise alle Gefühle eines wollüstig vollendeten Beischlafs hatten, was er sowohl aus der Art ihrer Bewegungen gesehen, als aus dem freien Geständ-

¹⁾ Dr. G. H. Schilling starb am 11. December 1861 im Alter von 89 Jahren 10 Monaten 27 Tagen. Er hat das höchste Alter unter allen Aerzten Frankfurts erreicht. Zunächst kam Adam Frz. Lejeune mit 89 J. 4 M. 17 T. und dann erst Gottfr. Wilh. Müller mit 89 J. 3 M. 23 T., welchem, als dem Nestor der deutschen Aerzte, Hufeland seine Makrobiotik widmete.

niss einzelner erfahren habe. Darunter seien junge unbefleckte Mädchen gewesen, deren schuldlose Sehnsucht nach dem Magnetisiren sich um so mehr ohne Verstellung äusserte, als sie dem behaglichen Gefühle keinen Namen zu geben wussten. Je höher der Somnambulismus, desto grösser sei, behauptete Schilling, die Sinnlichkeit geworden.“

An dieser Stelle müssen wir wieder einen Blick auf Stiebel's Lebensverhältnisse werfen. Er hatte sich bereits 1818 verheirathet; 1824 liess er seine beiden Kinder, einen Sohn und eine Tochter, in die protestantische Kirche aufnehmen; er selbst wurde 1828 ein Mitglied dieser Gemeinde und schrieb sich fortan Salomon Friedrich Stiebel. 1830 wurde er in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, welcher er bis 1848 angehörte. Er wirkte in freisinniger Richtung, war nach dem Aprilattentat von 1833 bemüht, seinen Einfluss auf die Bundestagsgesandten, deren Arzt er war, im Sinne einer Milderung des Looses der politischen Gefangenen zu verwenden, und hielt sich am Abend des 3. April mit Schönlein im Gasthof zum weissen Schwan auf, um dessen Nichttheilnahme am bewaffneten Aufstande mit Ostentation festzustellen. Auf seine Theilnahme an communalen Angelegenheiten näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur das sei erwähnt, dass in der Frage der Gefängnissreform er entgegengesetzter Meinung mit seinem Collegen, Dr. G. Varrentrapp war. Der von dem letzteren befürwortete Senatsantrag auf Einführung des pennsylvanischen Systems wurde von der Gesetzgebenden Versammlung mit grosser Mehrheit 1856 angenommen, und wenn bis 1866 dieser Beschluss nicht zur Ausführung gelangt ist, so lagen die Gründe davon ausser der Versammlung. —

Im Jahre 1840 erschien Stiebel's Schrift: „Soden und seine Heilquellen“ (Frankfurt a. M., Jügel, 120 S.). Sie gehört noch ganz zu den Badeschriften alten Stils, obgleich geistreicher und anregender als die meisten derselben geschrieben, und ist von Prof. Krahmer in Halle (Medic. Argos von Hacker und Rohl, Bd. III. S. 341) sehr scharf beurtheilt worden. Zur Charakteristik citiren wir aus Stiebel's Schrift (S. 81): „Die Quellen von Soden besitzen eine eigenthümlich belebende Kraft, die sich nicht bloss durch ihre Wirkung auf den menschlichen Organismus äussert, sondern auch dadurch, dass sich in keinem anderen ein solcher Reichthum an mikroskopischen Thieren vorfindet und zwar so, dass der ganze Eisen- und Kieselgehalt vielleicht nur in lebendiger Form als *Gallionella ferruginea* vorkommt, die sich jeden Augenblick in vielen Millionen erzeugt. In 24 Stunden lassen, nach Liebig, die Quellen von Soden ihren ganzen Eisengehalt fallen und er schlägt sich als gelber Ocher nieder. Es ist dies aber nicht ein Fallenlassen, sondern ein Wachsen und Fortpflanzen dieser mikroskopischen eisenhaltigen Thiere. Man sieht dies unter dem Mikroskope, wie rasch sich die *Gallionella* durch Monadenbildung, Gliederung und Trennung vermehrt.“ Trotz ihrer Mängel hat die Schrift Stiebel's sehr viel dazu beigetragen, dass Soden in weiteren Kreisen bekannt wurde, und hat ihrem Verf. den Titel eines Herzoglich Nassauischen Geheimen Hofraths gebracht.

Nicht geschreckt durch den Erfolg seiner helminthologischen mikroskopischen Studien führte Stiebel die hier angedeuteten Entdeckungen weiter aus. Schulz erklärte (Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogth. Nassau, 1852.) die

Gallionella für Conferven. 1840 erschien im ersten Hefte des dritten Bandes des Museum Senckenbergianum (S. 79) eine von Abbildungen begleitete Abhandlung über das Leben und den Bau der grünen Oscillatorie (*Lysogonium taenioides*), welche die thierische Natur dieses Organismus festhielt. Dagegen veröffentlichte der als gründlicher und nüchterner Forscher bekannte Botaniker Dr. Georg Fresenius († 1. December 1866) 1842 in dem zweiten Hefte desselben Bandes (S. 265) eine Abhandlung „über den Bau und das Leben der Oscillarien“, worin er Stiebel's Beobachtungen von Tentakeln, Augen, Muskeln, einem Rüssel etc. für Täuschungen erklärt und die angeblichen Thiere als Algen bezeichnet. Meyen in seiner Recension der Stiebel'schen Abhandlung (Wiegmann's Archiv 1840. II. 77) war derselben Meinung. Viel homogener als solche Forschungen war der poetischen, phantasievollen, geistreichen Anlage Stiebel's ein Buch, das in demselben Jahre mit dem über Soden erschien, wir meinen die Schrift: „Von dem rechten Gebrauche des Arztes“ (Frankf. a. M., Carl Jügel. 131 S.). Das anziehende, liebenswürdige, im besten Sinne populäre Werkchen hätte viel Gutes wirken können, wenn sein Erfolg nicht im umgekehrten Verhältniss zu seinem Werth gestanden hätte. Solche Bücher sollten in der That die Auflagen erleben, welche den Kypke, A. Lutze und Baunscheidt zu Theil werden, aber das Verhältniss des Publicums zu der gediegenen populären medicinischen Literatur ist immer noch sehr traurig!

Wir kommen jetzt an einen Wendepunkt in Stiebel's Leben, wo er die bisherige vielseitige Thätigkeit in Einen Punkt zusammenfasste.

Am 24. August 1841 starb Dr. med. Theobald Christ, und setzte seine Vaterstadt zur Universalerbin seines Vermögens ein, mit der Auflage, daraus ein Hospital für arme kranke Kinder zu errichten und damit, soweit thunlich, eine Entbindungsanstalt zu vereinigen. Stiebel mit anderen Freunden war zum Administrator bestellt und zugleich als künftiger Hospitalarzt bezeichnet.

Als die von Dr. Christ ernannte Administration zusammengetreten war, beschloss sie, dass Dr. Stiebel eine Reise unternehmen solle, um die hauptsächlichsten derartigen Anstalten in Augenschein zu nehmen. Im Januar 1842 zurückgekehrt, theilte er der Administration einen ausführlichen Bericht mit über seine in den Kinderspitälern von Berlin, Dresden, Prag, Wien und Paris gemachten Beobachtungen.

Am 14. August 1843 wurde der Grundstein zum Kinderkrankenhaus gelegt, im Januar 1845 wurde es eröffnet. Wie sehr es in seiner Einrichtung den Anforderungen noch heute entspricht, beweist, dass Copien der Baupläne bis in die allerletzte Zeit von auswärts her verlangt und benutzt worden sind. Anfangs hielt Stiebel auch eine Klinik, worüber erschienen ist: „Klinische Vorträge, in dem Frankfurter Kinderkrankenhaus gehalten.“ Erstes Heft. Frankfurt a. M. Sauerländer. 124 S. und: „Fünf Vorlesungen über Krup und Laryngospasmus, gehalten 1857 u. 1858 in Dr. Christ's Kinderkrankenhaus, im Journal f. Kinderkrankheiten 1859. S. 344. Ein weiteres Heft dieser Vorträge ist nicht erschienen; die darin aufgestellte Krankheitsform *Jynx* hat eine Bestätigung nicht gefunden.

Das von Dr. Christ in Aussicht gestellte Entbindungshaus wurde 1853 durch ein Vermächtniss der Frau Henriette Charlotte v. Mühlen, geb. v. Lersner mit der Modification in's Leben gerufen, dass es für verheirathete Frauen bestimmt

war, deren Verhältnisse die Niederkunft zu Hause nicht zuließen. Da Stiebel Vater sich nicht mit Geburtshilfe beschäftigte, so trat er von der Stellung als Arzt des Krankenhauses zurück, überliess dieselbe seinem Sohne Friedrich Julius Stiebel (prom. 1847), blieb aber Mitglied der Administration und verfasste nach wie vor die populär-wissenschaftlichen Einleitungen zu den Jahresberichten des Kinderkrankenhauses, welche uns immer als der bleibendste Theil seiner Wirksamkeit erschienen sind. Anfangs nur in engeren Kreisen bekannt, sind sie 1865 vom Verf. in seiner „Jubil-Dissertation“ gesammelt und dadurch allgemein zugänglich geworden, doch habe ich dieselben schon vorher an F. A. v. Ammon in Dresden († 1861) gesandt, der viele derselben in seinem viel verbreiteten Buche: „Erste Mutterpflichten und erste Kinderpflege“ (13. Aufl., besorgt von W. L. Grenser. Leipzig, S. Hirzel. 1868.) benutzt hat. Wir heben unter denselben hervor die Skizzen und weiteren Beiträge zur Gehirndiätetik der Säuglinge; die Anweisungen über das Verhalten bei hitzigen Ausschlagskrankheiten der Kinder, in denen er hauptsächlich gegen die Schwitzmethode und die ungelüfteten Krankenzimmer zu Felde zieht; Rathschläge für angehende Kinderärzte, in welchen er wahre Liebe des Arztes zu den Kindern und umgekehrt der Kinder zu dem Arzte als das erste Erforderniss und als den reinsten Gewinn des Kinderarztes hinstellt.

Der Bericht für das Jahr 1851 brachte die Aufforderung zur Bildung von Krippen (Säuglingsbewahranstalten), deren zwei, eine zu Frankfurt und eine zu Sachsenhausen, errichtet worden sind. Die Statuten des „Vereins zur Errichtung und Erhaltung von Krippen“ erschienen in dessen Erstem Bericht, ausgegeben Juni 1853; die Instructionen für Behandlung und Diät der Kinder, sowie die Statistik während des ersten Jahres, im zweiten Bericht, ausgegeben im Mai 1854.

Im Jahre 1854 übernahm er in dem vom Herausgeber dieses Archivs redigirten „Handbuch der Pathologie und Therapie“ die Darstellung der Rachitis und Osteomalacie; im Jahre 1863 erschien die Rachitis als selbständige Schrift in anderer Form und mit Benutzung des in der Zwischenzeit gewonnenen Materials.

Stiebel's 50jähriges Doctorjubiläum war ein Tag hoher Feier, an welcher nicht nur die Collegen, sondern auch selbständig das Publikum Theil nahm. Ein Verein von Frauen überreichte ihm am Morgen des 3. Mai 1865 einen Ehrenbecher, nebst einer unter den Freunden des In- und Auslandes gesammelten Summe, über welche die Verfügung dem Jubilar überlassen wurde. Dieser stiftete mit Urkunde vom 30. December 1865 auf den 3. Mai 1866 einen Preis von 300 Fl., „für die beste Arbeit im Gebiete der Entwicklungsgeschichte der Menschen und Thiere, oder der Kinderkrankheiten“, zu ertheilen alle vier Jahre durch eine Commission von fünf Mitgliedern, wovon zwei die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft, zwei der ärztliche Verein, und eins die Administration der Senckenbergischen Stiftung erwählen. Um die Mittagsstunde des 3. Mai 1865 versammelten im Vögel-saale des Senckenbergischen Museums sich die Deputationen der verschiedenen wissenschaftlichen Vereine von Frankfurt und der Umgegend und empfingen den Jubilar, der geschmückt mit den an demselben Tage von deutschen Fürsten ihm verliehenen Auszeichnungen ihre Glückwünsche und die Ehrendiplome hiesiger und auswärtiger Gesellschaften ihm überreichten. Die Festrede sprach Dr. Melber als erster Vorsteher des ärztlichen Vereins für dieses Jahr.

Wir haben bereits Stiebel's „Jubeldissertation“ gedacht; dieser Jubeldissertation des Grossvaters entsprach die Dissertation, welche der Enkel S. Zimmern an demselben Tage ihm überreichte. Das Festmahl der Collegen war im Hôtel du Nord; es wurde gewürzt durch Gesang und Rede, durch Ernst und Humor; er selbst war frisch bis zum Schluss.

Sein letztes öffentliches Auftreten war bei dem 50jährigen Jubelfeste der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft, zu deren wenigen überlebenden Stiftern er gehörte und welcher er mehrmals als erster Director vorgestanden. Er hielt am 22. November 1867 die Festrede.

Bis zu seinem vollendeten 76. Jahre nahm er nicht nur lebhaften Theil an allem Neuen, was die medicinische Wissenschaft brachte, sondern widmete sich auch als consultirender Arzt der practischen Ausübung seiner Kunst. Einen Monat später, am 20. Mai 1868, starb er an einer Lungenentzündung. Sein Leichenzug war einer der glänzendsten und zahlreichsten, den Frankfurt in langen Jahren gesehen hatte.

Stiebel war ein ständiger Besucher der Versammlungen deutscher Naturforscher und Aerzte und dadurch den Collegen so bekannt, dass wir über seine Persönlichkeit nur wenig zu sagen haben. Auf der kleinen beweglichen Gestalt sass ein verhältnissmässig grosser Kopf mit hoher, früh kahler Stirn, hellen Augen, stark gebogener Nase und hängender Unterlippe. Das Gesicht von gleichmässiger Röthe leuchtete von Gesundheit und war von weissem Haar umwallt. Diese Zeichen des Alters trug das Haar von verhältnissmässig frühen Jahren an, ohne dass in den nächsten Decennien Symptome des Alterus im Allgemeinen sich sehr sichtbar machten. Jugendlich blieb auch sein Wesen, welches durchaus nichts vom Geheimrathscharakter an sich trug. Eine kaum je getrübtte Gesundheit unterstützte seine rastlose Thätigkeit und erlaubte ihm bis zum höchsten Alter, die frühen Morgenstunden zu benutzen. Stiebel war recht eigentlich ein Bild des sanguinisch-cholerischen Temperaments, ein Mann von phantasiereicher, poetischer Anlage, zugleich von so ausgeprägter Subjectivität, dass er die Fehler seiner Tugenden hatte. Er war der Mann der Anregung, der Initiative, der geistreichen Apperçus und Gedankenblitze, und wie er fehl ging, wenn er auf das Gebiet des geduldigen Forschens kam, das haben wir an einigen Beispielen nachzuweisen Gelegenheit gehabt. Er hatte sich bei vielen Familien den unbedingten Gehorsam gesichert und benutzte diese Stellung zur Reform der Diätetik, nicht ohne, besonders hinsichtlich der Abhärtung und kalten Behandlung der Kinder, des Guten etwas zu viel zu thun. Er war seines Glückes Schmied und hat ohne äussere Begünstigung durch eigene Kraft seinen Weg sich gebahnt; warme Menschenliebe liess ihn Leistungen vollbringen, welche seinem Namen noch lange ein Andenken in seiner Vaterstadt erhalten werden.
